

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 24. — Sonntag, den 14. Juni 1931.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Leuchtender Tag.

Mittagsstunde auf der Morgenleithe bei Schwarzenberg.

Stumm und regungslos dehnt sich der Wald um die Morgenleithe im prallen Mittagslicht. Ein leichter, frischgrüner Rauch liegt über dem ernsten Däuser der Fichten. Schüchtern nur hat sich der Jungtrieb hervorgewagt, weil der Winter den Bergforst zu lange in Bande schlug; doch nur noch Tage kann es währen, bis das Nadelholz im Maiwuchs prangt. Zwischen dem dunklen, schweren Fichtenbestand, der weithin das Gebirge beherrscht und ihm das Gepräge gibt, leuchten hell und freudig Laubholzschläge, Wiesen u. Saaten, die frohen von gärendem, treibendem Leben.

Der Morgenwind ist mählich eingeschlafen und Schweigen liegt über dem Land. Der hohe, helle Mittag geht über Berge und Täler, schlägt alles Leben in seinen Bann. Das Zwitschern und Trillern der Vögel ist verstummt, auch der Ruckuck, der seinen vollen runden Ruf durch die Buchen rollen ließ, ist still geworden. Keine Schwalbe schießt unter dem blauen Himmel hin, nirgendwo klingt das bescheidene Loblied der Lerche; stumm und regungslos liegen Wald und Feld in der Mittagsstunde.

Dünn und zart wie ein Hauch schwimmt ein feiner Dunstschleier über der weiten Rundschau, nimmt ihr die Tiefe und verwäscht die Umrisse. Aus grünenden Tälern wölben sich die Rücken, die sich wie Kulissen ineinander schieben und in lichter und duftiger werdenden Tönen hinaufziehen zu sanft gewölbten Gipfeln u. langgestreckten Höhen. Blaugrau und unscharf im flirrenden Licht zieht sich das Obergebirge in weitem Halbrund. Die Basaltklöße des Böhlsbergs, Scheibensbergs und Bärensteins wuchten als trohige Eckpfeiler im Osten. Fichtel- und Keilberg schwingen sich in edler Rundung gegen den Mittagshimmel; neben ihnen liegt breit und schwer der struppige Spitzberg bei Gottesgab. Fast schnurgerade und ungliedert, Welle hinter Welle, dehnt sich das Gebirge gen Westen bis zum Plattenberg, der als Bastion das Schwarzwassertal flankiert. Auf der anderen Seite dieses schmalen, tiefen Risses, durch den die Bahn von Schwarzen-

berg über Johanngeorgenstadt nach der Grenzmark an der Eger sich windet, fast genau im Süden, bäumt sich schwarz und jäh der Muerberg über ruhenden Wäldern auf. Hinter ihm blauen und schwimmen Höhen und Rücken, die nach dem Vogtland hinüberstreichen. In letztem Schwung erhebt sich vor ihnen der Kuhberg bei Schönheide und vermittelt den Uebergang nach dem Zwickauer Becken.

Nach Norden zu fällt das Gelände jäh hinab ins Schwarzwassertal, das sich mit seiner Verlängerung, dem Tal der Mittweida, als breite, tiefe Mulde in das Gebirge schneidet. Voll und prall fällt das Licht auf den jenseitigen Hang mit den „Blehdörfern“ Beiersfeld, Sachsenfeld, Bernsbach und Oberpfannenstiel, deren Fensterreihen im Widerschein der Sonne über das Tal herüberblitzen. Ueber ihnen zeichnet sich der König-Albert-Turm auf dem Spiegelwald gegen den blaßblauen Himmel ab, der sich weit und hoch und wie ein Zelt aus verblichenerm Atlas über die Erde spannt.

Weißgelb hängt die Sonne über Bergen und Tälern und überflutet Wälder und Felder mit goldenem, strahlendem Licht. Heiß und flimmernd steht die Luft über der Erde, ist nicht weich, wie es der Venztag fordert, den der Kalender zeigt, von jener linden, sehnächtigen Milde, die sanft wie eine Mutterhand über die Fluren kost und nach langem Winter licht-hungriges Leben aus dunkler Erde lockt, nein lodernnd in der Blut eines verfrühten Hochsommertages umfängt die Sonne das Land in dieser stummen, schweren Mittagsstunde über schweigenden, regungslosen



O du schieh Erzgebirg!

Wort und Bild von Edwin Behrenz, Leipzig.

De Verich singt,

de Sonn' schtieht blank am Himmel,

de Faller lechtn bunt in allen Farb'n. —

Do schtieht sich's gut in aller Herrgottschille,

im nár off dos, wos ab'n dr Wald uns sogt, ze hornig.

— Nischt schtárt ne heiling Waldesfried'n. —

Nár ub'n de Zweigle in de Gippeln lispeln sacht;

dr Blick schweift durch de klare Luft

in Tãler nunner. —

O du schieh Erzgebirg! O goldige Waldespracht!

Wäldern und Feldern.

Buchenwald im Spätszen.

Fein und durchscheinend wie dünne, duftige Seide breiten sich die Blätter der Buche am Rand der lichtgelben Waldstraße im flutenden Glanz, silbern schimmern die Härchen an den Blatt-rändern. Goldgrüne Sonnenkringel spielen über dürres Fall-

laub und samtiges Moos. Heidelbeergestrüpp, an dem zartrote Blütenglockchen hängen und reiche Frucht verheißen, wuchert zwischen den Wurzeln und um den grauen Steinblock. Metallgrün glänzt das Schuppenkleid einer Eidechse, die sich im prallen Sonnenschein wärmt und aus funkelnden schwarzen Augen gierig nach den Mücken schaut, die über ihr auf und ab tanzen in der flirrenden Luft.

Leis und lind streicht der Wind durch das Astwerk des Altbaums, dessen Stamm silbergrau und verknorrt die weit gespannte Krone trägt. Das Laub weht und raschelt, leise, ganz leise, so als wollte es die feierliche Stille des grünen Domes um keinen Preis stören.

Ein dünnes Rinnsal sickert und gluckst über glitzernde Steine und blühenden Sand. Grellgelbe Dotterblumen prahlen an seinem Rand und wetteifern an Pracht mit dem leicht getönten Weiß von ein paar verspäteten Buschwindröschen, die sich ängstlich in den Schatten der Fichtenschonung drücken. Weiße und gelbe Falter taumeln trunken von Licht und Duft von Blüte zu Blüte, naschen da ein wenig, dort ein bißchen und flattern weiter. Plump und brummend surrt eine dicke Hummel durch die laue Luft, hängt sich an eine Blume, deren Stengel sich unter ihrem Gewicht neigt, polstert zur nächsten.

Saftgrün breiten sich die flachwelligen Matten unter dem Forsthaus Conrads wiese. Weiße und lichteiolette Blüten des Wiesen Schaumkrauts nicken und wogen im Wind. Ein paar Birken stehen raut und schlant am Rand eines Bächleins, das plätschernd und sprühend über ein niedriges Wehr fällt. Ihre weißen Stämme leuchten aus all dem Grün, das sich von der lichten, freudigen Saftfarbe des jungen Grajes bis zum dunklen, fast schwarzen Duster der Fichten vertieft, die mit goldbraunen Schäften zwischen den Buchen ragen.

Ein schmaler Waldweg führt durch den Mischbestand von Conrads wiese nach Lauter. Seidenblau liegt der Himmel über dem leise rauschenden und lispelnden Wald. Rasenüberwachsen zweigt eine Schneise ab und leitet durch Jungbuchen, die im Schmutz jungen Laubes prangen, zu den Klippen des Sackstein, die steil und schroff inmitten des Forstes aufragen. Ueber düstere und helle Gipfel, in denen Licht und Schatten spielen, geht der Blick hinab auf die Gemeinde Lauter. Langgestreckt zieht sie sich in flacher Mulde, die vom Gehringenberg auf der einen und der Höhe des Burkhardswaldes auf der anderen Seite abgeschlossen wird zum Schwarzwasser hinab. Weißgrau windet sich die Straße, die Schwarzenberg mit Aue verbindet, lehnend und verschwindet hinter flacher Höhe. Wiesen und Saaten und braune Ackerstreifen liegen nebeneinander wie ein Riesenschachbrett und umrahmen die Häuserzeilen, deren Fenster und Dächer durch den Dunst schimmern.

Jenseits des Schwarzwassers steilt sich schwarz aus schütterem Wald der sagenumwobene Teufelsstein auf, der aus der Ferne wie Spielzeug aussieht und nicht ahnen läßt, daß sein Geklipp die Talsohle um nahezu hundert Meter überhöht. Hinter ihm strebt Bernsbach lehnend, während oben auf der Höhe sich die Häuser von Oberpfannenstiel langhin reihen. Zwischen beiden Orten schießt der Hang des Langen Berges jäh zu Tal, das in windungsreichem und landschaftlich schönem Lauf den Konatthof des Auer Granitblockes durchbricht.

W. L.

nahmen zu beklagen hat. Der Umstand, daß man gegenwärtig mehr denn je mit den Mitteln zu rechnen hat, müßte bei Auswahl des Reiseziels, bezw. der Erholungsstätte jeden bestimmen, eine Ueberspannung des Reiseprogramms zu vermeiden und den Bestimmungsort in erster Linie auf seine Zweckmäßigkeit zu prüfen. — Ist das der Segen und der Erfolg des Urlaubs an der See, in den Alpen oder gar im fernen Ausland, wenn man nach seiner Rückkehr ins Heim „rot schreiben“ lassen und die Ferienfreuden mit wochen- oder gar monatelangen Entbehrungen büßen muß? Und wie töricht ist es andererseits, wenn wir für unsere Erholung einen Ort wählen, an welchem ein Vergnügen das andere jagt, während die Nerven nach Entspannung schreien! Und dabei gibt es doch so viele Sommerfrischen und Erholungsstätten in allernächster Nähe, die sich zwar nicht mit marktchreierischer Reklame aufdrängen, dafür aber bei bescheidenen Preisen das gewähren, was uns vor allem not tut: Ruhe und Erholung, nervenschonende Zerstreuung und nervenstärkende Verpflegung. Wenn wir nun hier

das Egertal zwischen Pürstein und Raaden

als besonders geeignetes und empfehlenswertes Sommerfrischen- und Wandergebiet nennen, so verraten wir damit kein großes Geheimnis, denn aus der Annaberg-Buchholzer Pflege hat sich beispielsweise schon in dem von Bergen umgürteten, unterhalb der Egerburg gelegenen Restau ein Stamm von Sommergästen angesiedelt, der alljährlich wiederkehrt, was am besten beweist, daß man sich allda wohl fühlt.

Aber auch in anderen Ortschaften dieser reizvollen Gegend ist man durchweg gut aufgehoben. So sahen wir uns auch in Niklasdorf bei Raaden in Hofner's Gästehaus (Gastwirtschaft und Fleischerei), wo wir uns auf Empfehlung hin eingefunden hatten, und wo wir bei einem jungen, sauberen und aufmerksamen Wirtspaar liebevolle Umsorgung erfuhren, wohl versorgt. Niklasdorf hat übrigens den Vorzug einer sehr günstigen Verbindung von Annaberg-Buchholz, bez. von Chemnitz her, da der Kraftwagen zweimal täglich von Weipert her über Niklasdorf nach Raaden hin und zurück verkehrt. Außerdem können die, die gern per pedes apostolorum reisen, die Bahn Weipert—Komotau etwa bis Schmiedeberg oder Kupferberg benützen, um sich alsdann ihr Ziel zu erwandern. In beiden Fällen haben wir Gelegenheit, den grandiosen Abfall des Erzgebirges nach Böhmen hinein und dabei den einzigartigen vegetativen Kontrast zu bewundern. In Kupferberg kaum noch dürrigen Kartoffel- und Haferbau, 2 knappe Wegstunden weiter, südlich, Rußbäume, Edelobst, schwerer Weizen! Eine Parallele hierzu finden wir höchstens einmal in den Alpen oder anderen Hochgebirgen wieder. Und nun zum Egertal selbst! Als breites, leuchtendes Band zieht der Fluß seine Bahn durch die gegliederten Fluren, vorbei an burggekrönten Höhen, an freundlichen Städtchen, die sich auch heute noch ihren ländlichen Charakter bewahrt haben, an stillen Weilern, „grün umfungen von beschirmendem Gesträuch“ und zum Teil verborgen in einem Wald fruchtbarer Bäume. Blumenreiche Wiesen an klaren von Erlen und Weiden eingefassten Bächen, üppige Feldgebreite, Nadel- und Laubwälder verleihen dem Ganzen ein abwechslungsreiches Bild. Neben dieser reichen landschaftlichen Schönheit beglückt uns der Zauber der Romantik im Kloster, in Schloß, Park, Burg und Ruine. Angenehme Unterhaltung und wohlthuende Zerstreuung gewähren uns neben dem Egerfluß (Baden, Schwimmen, Fischen) zahlreiche lohnende Ausflüge in die nähere und fernere Umgebung. Wir nennen hier nur in kleiner Auslese den Egerberg mit Burg, den Schloßberg, den Schönburgenberg, die Ruine Hassenstein, die imposanten Scheberwände, das idyllisch gelegene Klosterle, das verkehrsreiche Raaden (Donnerstags Markt!) und das in der Ferne blauende Duppauer Gebirge. — Freunde eines guten Tropfens werden sich vielleicht auch mal zu einer Spritztour nach Saaz und Liebofschau entschließen, zumal beide mit der Bahn leicht zu erreichen sind. Aber wir haben ja Brunnensdorf in nächster Nähe, dessen großzügige Brauereianlage mit ihren mit Recht gerühmten Produkten im Böhmerland einen guten Ruf erworben und mancherorts das „echte Pilsener“ aus dem Felde geschlagen hat. — Was uns aber noch besonders anheimelt und den Aufenthalt im Egerland

Das Egertal als Wander- und Sommerfrischengebiet

Seit etwa 20 Jahren, also noch vor dem Weltkrieg, hat die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Erholungsurlaubs und von der Bedeutung der Wochenendeinrichtung sich mehr und mehr und in immer weiteren Kreisen durchgesetzt und zu einem großen Teil zur Belebung und Entfaltung des Reiseverkehrs und des Sommerfrischenswesens beigetragen. Selbst die anhaltend schlechte Wirtschaftslage konnte diesem Zug der Zeit nur in geringem Maße Abbruch tun, wenn schon zugegeben werden muß, daß man heutzutage gezwungen ist, sich in mancherlei Hinsicht Beschränkungen aufzuerlegen und die wichtigste Verkehrsanstalt, die Eisenbahn, einen gewaltigen Rückgang in ihren Ein-

angenehm macht, das ist der kerndeutsche, biedere Menschen-schlag, der in Sprache, Sitte und Lebensführung sich dem unsern angleicht. Ihm, dem wir uns durch Blutsverwandtschaft und Kulturgemeinschaft verbunden fühlen, und der sein deutsches Volkstum in schwerem Kampfe gegen eine feindselige Umwelt zu behaupten hat, wird es auch das Rückgrat stärken helfen, wenn er sich in seiner wirtschaftlichen Existenz williger Unterstützung aus dem Reich versehen kann. Es gilt ja schließlich doch nicht bloß, sich mit dem Munde zum Deutschtum im Ausland zu bekennen, sondern unser Zugehörigkeitsgefühl zu unseren bedrängten Brüdern auch durch die Tat zu bekunden.

Karl Armin.

Moosch'n Feierohnd



Eiquartierung.

(Aus „Für de lange Ohnd“, von Max Wenzel, Erzgebirgs-Verlag Grajerische Buchhandlung (H. König), Annaberg i. Erzgeb.)

Es regnet, wos zon Himmel niederging, un ein Drack war of dr Stroß, doß nâr esu sprizet. Oder die drei Mannsen, die 's Ding naufspatzeten, ließen sich net eischichtern. Se hatten de Hufen in de Stiefeln gesteckt un ne Krogn naufgeschlohn un aah 's Perepli aufgespannt, oder trokdam gings Wasser bis of dr Haut. „Mußt's dâ gerod heut esu regne“, fing dr ene aa ze schimpfen, „de ganze Woch warsch schie, un heut zon Sonnchmd gießt's Kühgunge!“

„Wâr mer nâr mit dr Bah gefahrn“, knurset e anerer, „mer brengt sichs ganze Gelump üm, wagn die paar Pfeng!“

Der Dritte war an argerlichst: „Mer konntn überhaupt drham bleibn! Ohne uns ging die Versammlung von Ruhnickelzüchterverein aah! Un allemol legn se die Sach in Raster, wu dr Teifel seine Gunge net sucht!“

„Bei der nächsten Kneip werd eigelehrt un 's Watter o-gewart!“ beruhiget der erste wieder. Dr zwäte mußt gleich wieder sticheln: „Do werd oder de Brüh teier wie's Fläsch! 's mußt doch geloffen warn, weils Fahrgald ze teier war!“

Dr Dritte brummet noch drzu: „Wenn mersich net üm meiner Fraa wâr, ich kehret, weß Gott, wieder üm!“

Do hatt endlich dr liebe Gott e Eisahe mit die Mannsen un redet en Arm raus. Esu fig wie's ging machetn se nei. Se ginge nâr bis an Büffett naa, oder wu se troten, wur ofn Fußbuden e kläner Teich. Mer soll ofn Arger englich fen Schnaps trinken, oder 's mußt doch e Ausgleich geschaffen warn mit dr äußern un innern Nâß! —

Ihe könne mer uns die drei Karle aah emol in aller Ruh bei Licht aagucken. 's war dr Seifert-Mag, dr Rastler-Guido un dr Frißsch-Mand aus Tannegrü; un se warn ofn Wag noch Wiesenbach, weil dorten de Abgeordnetenversammlung von Ruhnickelzüchterverein sei sollt.

„Wâr mir net rachte Rindviecher?“ brummet dr Mand, „konntn mir net ofn Kanepes drham bleibn, anstatt bei daa Nâß in dr Walt rümjesappen?“

„Dos laa nu nisch hâfen“, saht dr Seifert-Mag, „mer muß abn ne Verein aah emol e Opfer bränge! Vielleicht gibts aah e Auslöfung aus dr Vereinskass!“

„Dos möcht ich sahe!“ lachet dr Guido, „do is doch eitel nisch drinne! Un die paar Pfeng, die mer vielleicht kriegn, lange doch net emol, daß mer drhiede de Zech bezohln!“

„Du weßt odr doch, wos ofn Spiel stieht!“ tat sich dr Mag aufregn, „wenn mir net drhinnerhar sei, do konnts passiern, daß de Wiesenbacher de ganzen Wirstandsposten neifraffen!“

„Nu, ich sehn mich net drnoch“, mänet dr Mand, „oder, wos racht is, die hobn doch net emol en, dar en richtig Protokoll schreibn laa! Do müssen mer schie e Kees neilegn!“

„Wos werd do weiter warn“, nörglet dr Guido, „de Herschbacher warn sich wieder mit ihrer Fah grühtue, un mir sappen drhinnerhar!“

Doderbei gucktn se immer abwachselnd zon Fenster naus, ob 's net bal aufziehe wolft. „Wenn mer in Quartier komme, zieh ich mich aus bis of dr Haut“, saht dr Mand, „un wind mei ganz Gelump aus, ne Krogn, ne Schlips un alles miet!“ Se sei nun noch ewing rümgetraten, schließlich hobn se sich wieder of de Bâ gemacht. War dos Wort gesacht hoot: „Berânerlich wie's Watter“, dar kannt sich gewieß net aus, dâ zu maning Zeiten is Watter 's ânzige Beständige of dr Walt.

„Dar Regn is gut für de Urdeppeln“, saht dr Mand, „oder die warn wachsen!“

„Oder net für uns!“ fuhr ne dr Guido aa, „mir sei gruß foot!“

's war schie ewing finster, wie se in Wiesenbach aakame. In „Restaurant Eldorado“ sollts de Quartierzetteln gabn. Se machetn dorten nei. Do warn e Stücker acht Manner, mit grußen Rosetten in Knopfloch, die soßen üm en Tisch rüm un laureten, bis jemand kam. Die drei Tannegrüner kriegeten gleich e Fastordnung in de Hand un e Fastzeichn mit ener Nodel hintendra un en Quartierzettel. De Fastzeichn mußt se in de Hufentasch stecken, weil de Nodel net dorch's nasse Rock-tragele dorchging. Ofn Quartierzettel stand, daß'n se alle dreie „bei Herrn Schuhmachermeister Kümmler“ wuhne sollten. Dos gefuht dan drei Geistern, un wie se sich noch emol gestärkt hatten, wollten se erscht emol zu ihrn Quartierleiten gieh. Se fanden dos Heisel aah, oder dar Maa war net drham, dar hat in Schmückungsausschuß ze tue gehatt un war schie früh drham fort. Die Fraa mußt desdrwaan net de beste Laune hobn. Se saht nâr: „Inu doß Gott derbarm! Die Nâß! Esu könne Se net in dr Deberstüb gieh. ich hoo heut de Trepp frisch getont, do gieht doch 's ganze Weiße wieder wa! Ginne Se nâr seleich in Gasthof zon Bearükunasohmd, do is warm, do warn Se aah wieder trocken! Wenn Se men Maa traffen, do sogn Se nâr e schiens Komplement vu mer!“

De Tannegrüner warn fruh, wie se wieder naus warn un machetn, daß se in Gasthof kame. Mer sooa oder dorten ganz genau, daß sich de Mannsen dorchs schlachteste Watter net abhalten lassen, wenn sichs üm ener guten Sach hanelt: In dr Gasthof wars voll wie in en Rudestopp, gar net an Büffett naakomme! Unere Freund hätten sich nu zeerscht an liebsten bei ihrn Quartierwert virgestellt, oder wie se noch'n fregeten, hieß: „Dar werd drubn ofn Saal sei!“ Se sei nun naufganae un hobn sich ümaefah. Dos war sicher: dan paar Bodhiefahle un zwâ Moibamle maan hätt dar Schmückungsausschuß net von früh aa ze schustn brauchn! Jemand saht, dar Schuster tät an Büffett traten. Wie se oder hie kame, sahten e naa, dar wâr abn nonner in dr Gasthof. Se sei nu noch emol dr Trepp nonner, oder 's war wie verhart, dar Kümmlerschuster mar schie wieder nauf ofn Saal. Se warn oder aah an niemand virbeigeloffen, dar wie e Kümmlerschuster ausgefohe hätt. Uverrichter Sach mußt se wieder in Saal nauf, ohne de Bekanntschaft mit ihren Wert aemacht ze hobn.

„Biel Sighlâsch hoot dar nei!“ saht dr Mand. Dr Guido oder mänet: „Ich renn ihe net mehr rauf un ronner! Mer wolln uns nâr en Tisch suchen, findst werd alles besetzt. Dann Schuster warn mer schie heit noch emol derwischen, un wenns kein Chämgihe is!“

's war aah de höchste Reit, daß se sich an en Tisch naa-machetn, dâ abn fing de Musik aa, en Marsch ronnerzuladern.

Der Kommerisch verlief esu, wie's allemol is. Dr Gefangverein tat sinde, de Torner taten torne, e Theaterstück wur gespielt un dramischenei mur ceredt. Dr Beraermester fina aa, wie de Gemeind sich frâe tät, un ohne Karnickelzücht mußt de Walt ze Grund gieh. Wârns de Torner gewafn, do war abn de Tonerei esu nutwendig, un hätt de Regelei wos lusgehatt. do hätt de Walt net ohne de Regebrüder bestiehe könne. E maniche Sach höret mer an dan Ohmd zahmol aa. Un jeder

dacht, 'r drzehlet was Neues. Mer verstand zwar net drhaufen drou, weil en Haufen Mannen an Büfett rümraten un taten, als wär in ganzen Saal überhaupt nischit lus.

Unere Tannegrüner soßen neigezwängt, wie de Quartle in dr Rist; oder noch schlachter, dä de Quartle könne zewingst laafen. Se wurn aah esu langsam treich. Oder dr Guido saht emol: „Ich darf gar net an meine Bä nonnergucken, meine Hufen ginne immer mehr und mehr ei; net lang werds dauern, do reichn se bluß noch bis an de Knie.“

Dr Rand menet drauf, „An meine Strümp darf ich gar net denken! Mir is immer als laaf ich barbes in Wassertrug rüm.“ Dr Max saht bluß: „Gott danken war ich, wenn ich erscht in warme Bett ben Rummelschuster in der Deberstüb lieg!“ Dr Rand bemerkt do drauf: „Mer könnten uns engtlich emol noch dan Schuster imfabe. Bielleicht ginne mer ewing zeitiger, dä ihe is üm else, un 's stiehe noch 8 Rummern ofn Programm.“ Der Rand saht oder: „Elläa könne mer net giehe, dos könne mer unnern Wert net atue. Dan seine Fraa wür en schön Tralarich machen!“ Dr Max stand auf: „Ich war mich noch emol noch dan Dingerich ümfabe!“ 'r hoot nu an Büfett gesucht, 's hatt oder niemand ne Rummelschuster gesahe. Schließlich oder kam ener, dar wußts: „Die sihn drubn in dr „Guten Laune“ un spieln Doppelpopp. Die hobn doch dan ganzen Programm schie die Wochen har gehört. Hobn Se nār kāne Angst, wenns do- hierde alle is, komme die schie wieder!“

Dos war e schlachter Trost. Dr Max machet wieder zu seine Kreind hie. Dr Rand saht nār: „Dos is ene schiene Wert- schaft!“ 's blieb'n nu nischit annersich übrig, als ze warten. Uem zwölfe rim hobn se noch emol nochgefregt, oder immer hieß, dr Rummelschuster säß noch in dr „Guten Laune“. Die Wiesen- bacher machetn aah racht lacherliche Gesichter, su daß dr Guido saht: „Dar werd ene schiene Ratt hobn, wenn'r fimmt!“

Halb zwäe war nu doch dr Begrüßungsohmd alle, un dr Saal wur langsam leer. Oder 's ließ sich kā Rummelschuster sahe. Do schlua endlich dr Rand vir: „Ihr Kinner 's bleib uns nischit annersich übrig, als mir müssen emol in dr „Guten Laune“ sahe.“

Wie se naus kame, reagnets immer noch wie mit Rübelsn. Dr Guido brummet: „Ich bi' bluß fruh, daß ich noch net trocken bie, do giehts in an auf!“ Nu war noch derzu ene Finsternis of dr Stroß, se konnten net de Hand vir de Mogn sahe. Se mußtens sich aah verlossen hobn, dä nerngds war in en Haus noch Licht. Endlich kame e paar Mannsen, die konnten se nooch dr

„Guten Laune“ fregn. Oder die sahten, se käme vu dort, dr Wert hätt abn zugemacht; un dr Rummelschuster wär noch emol in dr Spadschent, dann hätt aah noch emol in Gasthof gewollt. Dar hätt heit Blut gelacht, dar ging noch net geleich ehām.

De Tannegrüner standen of dr Stroß wie mitn Klammer- sack gepudert. Dr Rand war der erschte, dar de Sproch wieder- fand: „Wißt'r was ich ihe mach? Ich laaf ehem of Tannegrü, do weß ich zuwengst, daß ich noch in e Bett komm!“ Dr Guido saht aah: „In dan Aufzug könne mer su wie esu morgn net in dr Hauptversammlung giehe, ich mach miet ehām!“ Was blieb ne Max übrig? 'r mußt abn aah mietsappen. 's taten erscht sei Gewissen ewing beißen. Doß do sicher morgn nār de Wiesenbacher nei in Birstand gewählt würn, oder die anern sahten, do sollt'r früh mit'n Zug wieder harfahr'n. 's wur bal Tog, wie se ehām kame. Dr Rand verschwur sich huch un teuer, 'r machet sich überhaupt aus 'n Karnickelzüchterverei raus; vu setten Sachen friegte mer höchstens de Schnupv. Oder ei'stimmig hobn se ausgemacht: „Dan Rummelschuster schreibn mer morgn en Brief, dan dar sich net hinnern Spiegel steckt!“ Deb se's ge- macht hobn, weß ich net, sette Sachen warn immer in dr erschten Wut ausgemacht un hinnerhar werds vergassen. —

Nu möcht mer oder doch werkllich noch wissen, was aus dann Rummelschuster wurn war! Wie dar früh üm dreie in Gasthof kam, derfuhr 'r, doß'n seine Quartiergäst überall ge- sucht hatten. Wie 'r höret, doß se fort warn, krieget 'rsch mit dr Angst ze tue, dä 'r dacht net annersich, die wärn ehām zu sei- ner Fraa. 's hot'n aah net lang mehr Ruh gelassen, do machet 'r sich ehām. Wie 'r de Trenp naufftolpret, stand schie sei Alte mit dr Hauslamp drubn: „Wu hast du dä deine Quartierleit?“ Do ging nen Schuster e Schimmer auf, un 'r seket sich geleich ofs grüße Rfaar: „Nie?? Die warn noch net miet ehām- gekriegn! Bis ihe hoo ich gelauret, oder die wollten geleich dorch- machen! Dos is erscht e Sorte Menschen!“

Do saht die Fraa: „Mer hältts doch net fir möglich! Do kaa mer emol sahe, wie's de Mannsen machen, wenn se drhām fort sei!“ Un dr Rummelschuster seket noch en Trumpf drauf: „Du gelaabst's bluß immer net! De Wiesenbacher sei net halb asu schlacht wie de Tannegrüner!“ — — —

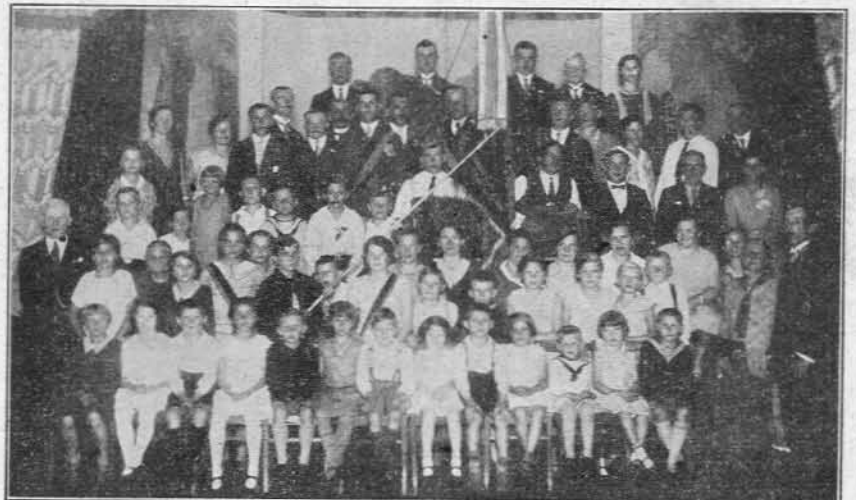
Mer steht aber, wie ugeracht 's of dr Walt zugieht. De Ushulding lafscheln in dr Näff' draußen rim un dr Rummel- schuster derpaaret sich an dan Ohmd noch e Weiberpredigt vu seiner Alten.

Bilder aus der Heimat



Der neue Pfarrer von Crottendorf.

In Crottendorf wurde, wie berichtet, Herr Pfarrer Pähold am Sonntag, den 7. Juni, als neuer Geistlicher der Gemeinde durch Herrn Superintendent Spranger in sein Amt eingewiesen. Unser Bild zeigt den neuen Seelsorger, der 1899 als Lehrersohn in Taubenheim an der Spree geboren; er wirkte u. a. in Palästina als Hilfsprediger.



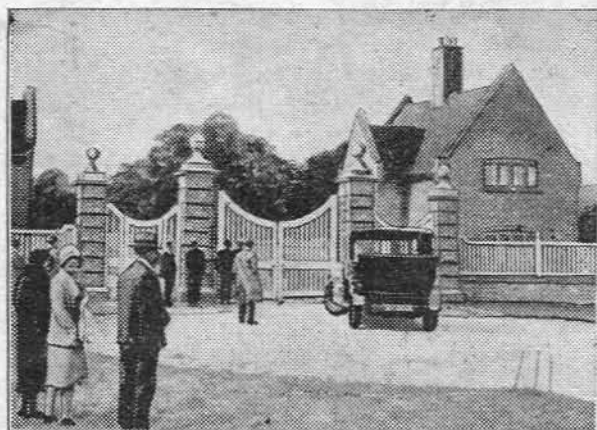
Vom Sudetendeutschtum in Rittersgrün.

Hoch und stolz, fest und treu ragt die Fahne der Sudetendeutschen in Rittersgrün; ihr überzeugter Mitträger zu sein, war stets eine schöne Aufgabe der D. J. Unser Bild läßt einen Blick tun in die Reihen der Getreuen dort. Ihre Führer sehen wir da- rauf, ihre Gefolgschaft und vor allem auch die liebe sudeten- deutsche Jugend des herrlichen Rittersgrün.



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 24. — Sonntag, den 14. Juni 1931.



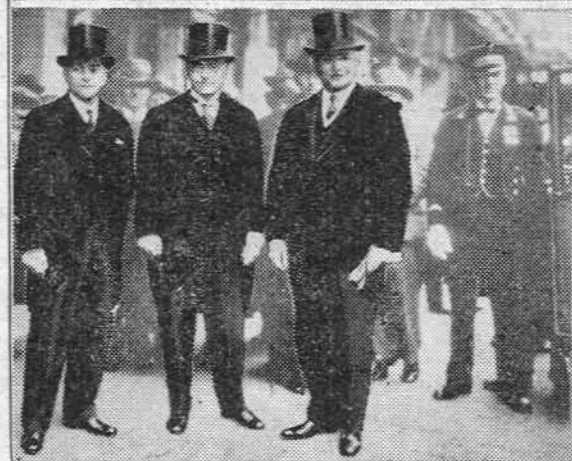
Bildreportage aus London und Chequers

Oben links:
Journalisten vor dem ge-
schlossenen Tor von
Chequers.

Oben rechts:
Begrüßung in Chequers.
Dr. Curtius und der
Kanzler tauschen Shake-
hands mit Macdonald
(ganz rechts) aus.

Unten links:
Vor der Fahrt zur Königs-
audienz.

Unten rechts:
Dr. Brüning und Dr.
Curtius auf der Rückfahrt
von Chequers nach London.



Das neue Heim der Nationen auf der alten Zitadelle in Mainz.

Das Institut für Völkerpädagogik auf der Mainzer
Zitadelle,

das nach seiner Fertigstellung die Verkörperung eines
großzügigen Gedankens darstellen wird. Pädagogen
aller Länder werden dort zusammentreffen und
wohnen, um die Methoden und Hilfsmittel für Er-
ziehung und Unterricht der verschiedensten Völker
zu studieren. Dem Institut ist das „Deutsche Pädä-
gogische Museum“ angegliedert, das in etwa 30 Sälen
eine lückenlose Gesamtübersicht über das Schulwesen
Deutschlands bieten wird.



Vater und Sohn



Roman von Kurt Felscher.
Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).

(6. Fortsetzung.)

Wie lange die beiden jungen Leute in der Dämmerung des Abends miteinander geplaudert hatten, das wußten sie später selbst nicht mehr recht. Es war ja auch so traulich, in der lauen Abendluft zusammen auf dem Wiesenrain zu sitzen und von einer sonnigen Zukunft zu träumen sowie allerhand Pläne zu schmieden, die mehr oder minder darin gipfelten, daß Robert Zeidler am kommenden Sonntag oben im Drömer-Häufel anklopfen und sich Therese zur Wirtin ausbitten wollte.

Aber nun war es endlich finster geworden, daß die beiden verliebten Leutchen sich trennen mußten. Immerhin gehörte zu diesem Vorgang eine geraume Zeit. Endlich war das letzte „Gute Nacht“ und „Träum' ock süß“ gesprochen, schließlich der letzte und allerletzte Kuß von heißen Lippen gekostet.

Robert mußte, der herrschenden Dunkelheit wegen, den Braunen am Zügel nehmen und talab führen. Holpernd ratterte der Wagen über den von häufigen Regengüssen ausgewaschenen Weg dem Dorfe zu.

Während er langsam talab schritt, kostete er noch einmal im Geiste die Seligkeit der letzten Stunden durch. Plötzlich schoß ihm ein sonderbarer Gedanke durch den Kopf.

Hatte ihm Therese im Gespräch nicht gesagt, sie habe einen wichtigen Gang nach dem Dorfe vor und ihn dabei getroffen?

Und nun war sie ja gar nicht ins Dorf gegangen, sondern war nach ihrem Abschied wieder den Weg nach Riesewald zurückgegangen. Sonderbar! Na, da konnte ihr Gang wohl nicht so wichtig gewesen sein.

Robert Zeidler lachte hell auf. Die Therese hatte vor lauter Liebesglück einfach ihren Gang vergessen. Ein heißer Strom durchflutete seinen Körper. Ja, es war recht so, wie er gehandelt. Jetzt galt es, nur vorwärts zu schauen. Er fühlte sich Mann genug, das Glück zu zwingen.

Ein heller Schein ließ ihn aufblicken.

Am wolkenlosen, schwärzlichen Nachthimmel zog langsam ein prächtiges Meteor seine Bahn.

„Das ist ein Glückszeichen“, frohlockte Robert Zeidler. „Dabei kann man sich was Schönes wünschen.“

Und der Verliebte wünschte sich ein ruhiges, ungetrübtes Eheglück mit Therese Drömer.

Daß sich über Robert Zeidlers langes Ausbleiben Zimpel Gedanken machen würde, ahnte jener nicht.

Es war dem Alten schon nicht recht gewesen, daß Robert am Spätnachmittag nach Klee gefahren war. Erstens hatte man noch genug des duftenden Futters vor dem Stall liegen, und dann konnte diese Fahrt ihm und Therese den ganzen Schlachtplan verderben.

Wenn nun das Mädchen vor Roberts Rückkehr ankam — was sollte er dann mit ihr anfangen? Denn das sogenannte Geschäft — sie sollte nach Butter fragen, und Zimpel wollte ihr zur „Erledigung des Geschäfts“ den jungen Bauern in die Milchstube schicken — nahm doch zu wenig Zeit in Anspruch, als daß es einen längeren Aufenthalt des Mädchens vor der Magd entschuldigt hätte.

Wohl zehnmal schon war Zimpel zur Gartentür geeilt und hatte Umschau gehalten. Aber weder ein Robert Zeidler noch

viel weniger eine Therese Drömer ließ sich sehen. Schließlich war es so dunkel geworden, daß er die Wege nicht mehr recht übersehen konnte.

„Hier geht was vor“, orakelte er brummend in den Abend hinein und stopfte sich von neuem seine Pfeife. So viel hatte er schon lange nicht verpaßt.

Plötzlich horchte er auf.

Am Rattern des Wagens erkannte er, daß Robert Zeidler von der Landstraße her ins Gehöfttor einbog.

„Na, wenigstens einer“, brummte er verdrießlich vor sich hin. Wie betrübt würde Robert Zeidler bloß wieder aussehen.

„Nanu, der pfeift sich ja eins“, dachte Zimpel erstaunt. „Der is wohl im Kretscham eingekehrt und hat einen uff die Lampe gegossen?“

Es klang wirklich recht lustig, was Robert Zeidler, zwar nicht allzu laut, aber recht gefühlvoll durch die Zähne pffte:

„Du, du liegst mir im Herzen,

Du, du liegst mir im Sinn...“

Als Zimpel die altbekannte Melodie vernahm, fiel ihm vor Überraschung beinahe die Pfeife aus dem Munde. Und dann wurde ihm ganz melancholisch zu Sinn. Das hatte er vor einem Menschenalter seiner Karline auch nachgepfeifen. Sollte Robert die Therese etwa getroffen haben?

Er mußte Genaueres erfahren.

Beim Ausschirren der Pferde versuchte er Näheres zu erfahren; aber wie und wo er auch den Brunnen anbohrte, es wollte kein Tröpfchen herausrinnen.

Heute schien ihm alles nicht zu gelingen.

Daß Robert Zeidler irgend etwas erlebt haben mußte, ging aus dessen wunderbarem Wesen hervor; es konnte nichts Unangenehmes gewesen sein. Wenn der Mensch Kummer hat, pfeift er nicht. Und eben flötete der junge Mensch:

„Nur einmal blüht im Jahr der Mai,

Nur einmal im Leben die Lie—ie—be!“

Da war es mit Zimpels Geduld zu Ende. Er plakte ja bald vor Neugierde.

Nun mußte Robert Farbe bekennen.

„Robert“, fragte er mit einem möglichst unschuldigen Gesicht, „hast die Therese Drömer getroffen? Se war hier nach Eiern fragen.“

Jäh verstummte Robert Zeidlers Pfeifen.

Er ließ die Gabel, auf die er soeben eine neue Last Klee nehmen wollte, sinken und starrte den Altnecht eine Zeitlang sprachlos an; dann entgegnete er erstaunt:

„Die Therese wär' hier gewesen?“

„Nu ja, vor 'ner guten Stunde.“

Wieder trat einen Augenblick Schweigen ein. Robert überlegte. Vor einer Stunde saß er mit Therese auf dem Wiesenrain. Aber Zimpels Angabe klang so bestimmt. Was war eigentlich los? Therese hatte auch ihm angegeben, einen notwendigen Gang nach dem Dorfe vorgehabt zu haben. Aber sie war doch nach Riesewald zurückgekehrt. Und die Zeitangabe Zimpels paßte doch nicht zu einem etwaigen Besuch vorher.

Aber vielleicht hatte sich Zimpel nur in der Zeit getäuscht.

„Davon hat se mir ja nicht gesagt“, fuhr es ihm heraus.

„Wer denn?“ fragte Zimpel und schnitt ein so recht dummes Gesicht.

„Nu, wer soll's denn anders sein als die Therese“, sagte Robert ungeduldig.

„Ach also — ich meinte bloß“, brummte Zimpel. Innerlich aber frohlockte er. Nun war es heraus. Sie hatten sich getroffen. Die Vorsehung hatte sich also doch bewährt. Und daß die Therese ihre Sache gut gemacht hatte, das bewies wohl zur Genüge Robert Zeidlers Pfeifen. Na, die kleine Notlüge würde ihm der junge Liebhaber schon vergeben, wenn es über kurz oder lang herauskäme, daß die Therese gar nicht dagewesen war.

Schmunzelnd blickte Zimpel Robert Zeidler nach, der nach dem Abladen des Klees ins Haus gegangen war.

Ganz anders schritt er daher als noch am Nachmittag, als er mit so trüben Augen den Braunen anschrirte. Zimpel war selten so mit sich zufrieden gewesen, wie an diesem Abend.

Siebentes Kapitel.

Hochzeit.

Zimpel hatte sich fein gemacht.

Man hatte ihm aber auch eine besondere Ehre zugebracht. Als „Hutbitter“ sollte er durch Rieselwald und Petersdorf gehen und die Hochzeitsgäste einladen. Tagelang hatte er an seinem „Gottstischrock“ gepuht und gebürstet. Am linken Oberarm befestigte er, altem Brauch gemäß, eine schöne „Masche“ mit einem Myrtensträußchen, und auch seinen ererbten Stab hatte er mit einem Sträußchen und buntem Bande verziert. Am stolzeften war er auf seinen Zylinder. Das war kein so neumodisches Nachwerk zum Auf- und Zuklappen. Nein, dieser schwarze Hut mit breiter Krempe war noch aus geschorenem Hasenfell gefertigt. Kein Wunder, daß ob dieses dauerhaften Materials das schwärzliche Gebilde schon mehrere Geschlechter hindurch ausgehalten hatte. Daß selbige „Angströhre“ bereits sein Großvater hochgehalten hatte, dessen wußte sich Traugott Zimpel noch zu entsinnen.

Ja, es war gekommen, wie es immer noch zu geschehen pflegt, wenn zwei Menschenherzen sich gefunden haben. Therese Drömers sonnige Jugend hatte endgültig die Schatten verjagt, die Robert Zeidler's Herz tagelang umdüstert hatten. Dann war er, wie er es versprochen, hinaufgestiegen und hatte bei Karl Drömer und „Seiner“ um die Tochter gebeten.

Er hatte nicht viel Worte zu machen brauchen. Während sonst, wenn zwei wohlhabende Bauernkinder in die Ehe treten wollen, die beiderseitigen Brautväter oft lange über das „Geschäft“ zu disputieren haben und sich gern ein wenig vom Brautshatz abhandeln, lag hier die Sache einfach genug.

Robert Zeidler hatte „seinen Kram“ in Ordnung, dafür hatte seiner Mutter rastlose Tätigkeit gesorgt. Er konnte sich auch ein ganz armes Mädel leisten. Aber so stand es mit Therese Drömer nicht. Wenn ihr Vater ihm auch kein Bargeld auszahlen konnte, so sollte Therese doch ein stattliches Brautfuder mitbekommen.

Und was dazu an altem und neuem Hausrat nötig wurde, das war in wenigen Wochen zusammengetragen.

In beiden Dörfern war man nicht wenig erstaunt, als es bekannt wurde, daß Robert Zeidler des Drömers Einzige ehelichen wollte. Man hatte es dem „Schürzenbändeljüngla“ nicht zugeutraut.

Doch noch mehr wuchs das Staunen, als man die Veränderung wahrnahm, die mit dem einst so stillen, scheuen Menschen vorgegangen war. Das war nicht mehr der alte Robert Zeidler.

Natürlich wurde allerhand getuschelt und geraunt; besonders den alten Weiblein kam diese Umwandlung nicht recht geheuer vor. Wer weiß, ob da nicht ein geheimer Liebeszauber dahintersteckte. Ueber eins aber waren sich so ziemlich alle einig: es war für Robert Zeidler ein wahres Glück gewesen, daß seine Mutter starb.

So fand Zimpel dort, wo er sein Hochzeitsbitter-Sprüchlein vorbrachte, das er nach langem Nachdenken kunstgerecht verfaßt hatte, freudige Aufnahme. Im ganzen hatte er so an die zwanzig Brautjungfern und Junggesellen gebeten, wozu noch einige Verwandte Therese Drömers und von seiten Robert Zeidlers dessen einziger erreichbarer Vate und Onkel aus Erdmannsdorf kamen.

Eines Dienstags im August schwankte das Brautfuder von Rieselwald talwärts. Schwer knarrte der lange Leiterwagen in seinen Achsen; um ihn vor jähem Gleiten zu schützen, hatte man um die Hinterräder Hemmklöge gelegt.

Da fehlte beim „Sturz“ kaum etwas. An Wohnungseinrichtungsgegenständen war freilich nicht allzuviel zu finden. Therese Drömer kam ja in ein warmes Nest. Aber ein Sofa mit grellbunt geblütem Kretonbezug, ein Nähtisch, eine schön bemalte Wäschtruhe, ein Kleiderschrank, ein eigener Speisekasten mit dem entsprechenden Inhalt darin, und sonst noch allerlei Kleinigkeiten, wie ein kupferner Bettwärmer, Stiefelknecht, Fußhitzsche lagen und standen wohlverstaubt zwischen Strohbindeln zum Schutz gegen etwaige Beschädigungen.

Stolz saß Mutter Drömer als „Brautfrau“ auf den Betten, die eigentlich das Schönste an dem Brautfuder nach ihrer Meinung waren. Nun hatte sie nicht umsonst jahrelang mit Therese Federn geschleift. Ihre Tochter würde es einmal gut haben bei Robert Zeidler.

Und als am Nachmittag das Brautfuder vor Robert Zeidlers Behöst anhielt, ging es sogleich an ein emsiges Ausladen. Das war etwas für Zimpel!

„Betten sein das, Frau Drömer, a reiner Staat!“ lobte er, während er der Schwiegermutter seines jungen Brotherrn vom Wagen half.

Robert Zeidler, Zimpel und die Magd Ernestine saßen tüchtig zu, und ein Gegenstand nach dem anderen verschwand im Innern des Hauses.

Und wie hübsch sah dieses Haus in seinem Festgewande aus! Die Fenstertreuze waren weiß gestrichen, während die Holzläden auf der Wetterseite dem Hochstein zu ein laubfroschgrünes Gewand trugen. Selbst der Schornstein und die Hausmauern waren frisch gefalbt, das Schindeldach an manchen Stellen ausgebessert, so daß es ein wenig gesprengelt ausschaute. Um die Türpfosten wand sich eine dicke Fichtengirlande mit bunten Ästern darin; in der Mitte des Eingangs — ein großer Mensch hätte sich bücken müssen — prangte ein auf Pappe aufgezogenes, von einem gemalten Eichengewinde umkränzt „Herzlich willkommen!“.

„Feingemacht haste alles, Robertla“, lobte die Schwiegermutter.

„Nu, de Theresel soll es auch gut haben. Kaum erwarten kann ich's, daß se einzieht bei mir.“

„Nu freilich. Du hast dir a wing Sonnenschein verdient.“

Einen Augenblick huschte es wie ein Schatten über des Schwiegersohnes Gesicht.

Dann aber warf er den Kopf in den Nacken. Er wollte glücklich und froh werden. Lange genug hatte in diesem sonst so freundlichen Hause der Sonnenschein gefehlt.

Am anderen Tage fand die Hochzeit statt.

Wenn Scherben Glück bringen sollen, dann mußte dem jungen Paare ein solches reich beschieden sein, denn die Rieselwalder Burschen hatten es sich nicht nehmen lassen, in der Nacht zuvor ordentlich zu poltern. Eine geraume Weile hatte es vor Thereses Tür gepollert. Aber da durfte ja niemand etwas dagegen sagen, obwohl es Mutter Drömer ein paarmal gelüstete, dem Spektakel Einhalt zu gebieten. Man durfte die Poltergeister nicht vertreiben, sonst gab es Unglück in der Ehe.

Ganz leicht war es dem Brautvater nicht geworden, seine Einzige herzugeben, und als sie mit ein paar schlichten, ungelassen Worten dem Schwiegerjohn anvertraut wurde, kamen ihm dicke Tränen über die gebräunten Wangen. Die Mutter schluchzte herzerweichend, und auch das muntere Theresel, dem das schwarze Kleid zu ihrem rotwangigen Gesicht nicht so recht den eigentlichen Rahmen bilden wollte, zerdrückte ein paar Tränen.

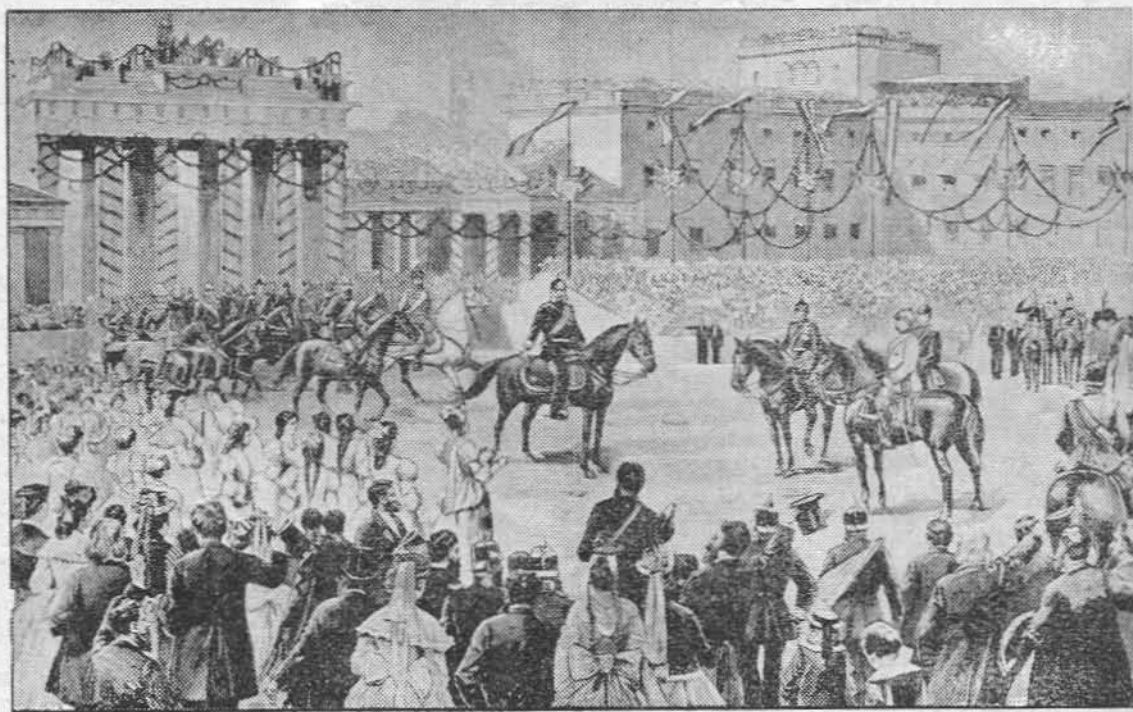
Je mehr Tränen am Hochzeitstage, je mehr Glück in der Ehe! Nach der Trauung stieg die ganze Hochzeitsgesellschaft, die sich schon am Vormittag im Drömerhause versammelt, und an Kaffee, Kuchen und Zuckerschnitten gütlich getan hatte, nach Rieselwald hinauf. Nun folgte ein an leiblichen Genüssen reichliches und lang andauerndes Mahl.

Zimpel war in seinem Element.

Als Hutbitter ließ er es sich nicht nehmen, während des Mahles eine schwungvolle Rede zu halten. Fein säuberlich hatte er sich alles daheim zurechtgelegt. Als der Schweinebraten mit den Klößen und Sauerkraut allen lieblich geschmeckt hatte, daß man beim besten Willen augenblicklich nicht mehr weiter zu schmausen vermochte, hielt er diese Verdauungspause für geeignet zu seinem rhetorischen Vorstoß.

Mit dem Löffel schlug er vernehmlich an seinen Teller, erhob sich und räusperte sich umständlich. Plötzlich merkte er, wie es ihm eng in der Kehle wurde. Herrgott, wo waren plötzlich all seine schön zurechtgelegten Gedanken hin?

(Fortsetzung folgt.)



Vor 60 Jahren: Einzug der Sieger von 1870/71 durch das Brandenburger Tor.

Kaiser Wilhelm I. wird an der Spitze der Feldherrn und der Armee auf dem Pariser Platz in Berlin feierlich begrüßt. Am 16. Juni 1871 hielt das siegreiche deutsche Heer seinen Wiedereinzug in das nunmehr zur Reichshauptstadt erhobene Berlin. Das völlige Niederwerfen des zuvor großmächtigen Rivalen Frankreich, die Errichtung des deutschen Kaiserreiches und die Zurückgabe von Elsaß und Lothringen waren der Siegespreis von 1870/71.



Der greise Generalfeldmarschall von Manteuffel hält eine Ansprache anlässlich der Einweihung des Kraftfahrtruppen-Ehrenmals in Potsdam.



Auch dieses Meisterwerk fiel dem Münchner Brand zum Opfer. „Des Knaben Wunderhorn“ von Moritz v. Schwind (1804–71), eines der schönsten und berühmtesten Bilder deutscher Romantik, das wie so viele andere klassische und moderne Werke durch den Riesenbrand im Münchner Glaspalast für immer verloren ging.



Zur Ritterfahrt der Pantgrafen nach Soest und Münster.

Oben links: Das Münster von Soest. Unten rechts: Der Dom von Münster. Unten links: Die Pantgrafen in ihrer historischen Tracht.